

**Zweimal verlobt.**

Eine Geschichte von der Insel Rügen.  
 Von **Ernst Otto Sopp.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Da Otto Martha's Bruder öfters besuchte, war sie fast wider ihren Willen in die Verlobung hineingebracht worden; er war ja auch ein so gutmüthiger und theilnehmender Mensch! Und wenn ihr Bruder Emil auch zürnen würde, das hielt nicht lange vor, das wußte sie; er liebte sie so zärtlich, er würde ihr bald vergeben, sich ihren Wünschen fügen. Niemand wußte von ihrer ersten Verlobung, Niemand als Otto Drews' allernächste Verwandte, und die würden sich nicht sehr darum grämen, daß die Verbindung gelöst würde, das wußte sie bestimmt.

Der arme, gute Bruder Emil arbeitete Tag und Nacht und mühte sich ab, um ihre Zukunft besser zu gestalten; schließlich mußte er sich doch freuen, daß sie Frau v. Bagewitz auf Ubars würde. Alexander war eine männlich-imponierende Erscheinung, ein prächtiger Mensch! Der leise Hauch von Schwermuth, der über ihm lag, machte ihn nur noch interessanter. Sie hatte nie etwas Unvortheilhaftes oder Unpassendes von ihm gesehen oder gehört, er war ein guter Sohn, ein tüchtiger Landwirth, ein durch und durch ehrenwerther Charakter, den die ganze Insel hochschätzte. Und nun hatte er gerade sie erkoren, das mit Glücksgütern dieser Welt so wenig gesegnete Mädchen, er liebte sie mit vollem, warmem Herzen, er, dem alle Mädchenherzen entgegenschlugen, der unter den reichsten, vornehmsten und schönsten der Insel nur zu wählen brauchte!

Diese und ähnliche Gedanken durchwogten sie, als sie an seinem Arm durch den Saal dahinslog. Wenn die eine Klippe, die der verfehlten Verlobung mit Otto, erst umschiff war, dann lag ein sonniges Meer der Hoffnung auf ungetrübtes Lebensglück vor ihr

Um des Reichthums willen hatte sie ihn nicht gesucht, sie hätte ihn auch lebenswerth gefunden, wenn er arm gewesen wäre; sie fühlte es tief, daß sie ihn mit allen Fasern ihres Herzens liebte. —

Alexander war gleich ihr in einem Taumel seliger Freude befangen, er sah, wie ihre Augen aufleuchteten, sobald er sich ihr nahte, wie die Farbe ihrer Wangen kam und ging. Noch einmal schwebte er mit ihr davon, mitten in den Trubel hinein — da stieß ein anderes tanzendes Paar hart mit ihnen zusammen. Nur einen Augenblick dauerte das, Alexander war als gewandter Tänzer sofort in richtiger Weise ausgewichen und hatte dadurch den Anprall ab-

geschwächt. Da bemerkte er, daß die Geliebte plötzlich todtensbläß geworden war.

„Kind,“ flüsterte er, „hat der ungeschickte Mensch, mit dem wir eben zusammenstießen, Dir ernstlich wehe gethan?“

„Nein,“ sagte sie, „es ist nicht der Rede werth und wird schon vorübergehen.“ Aber ihre Augen schlossen sich, sie schien fast mit einer Ohnmacht zu kämpfen.

„Ist Dir's im Zimmer zu heiß?“

„Ach nein,“ erwiderte sie ganz tonlos. Aber er tanzte mit ihr aus dem Kreise heraus und führte sie nach dem rechts anstoßenden Zimmer, das für die Erholung der Tanzenden bestimmt war. Es waren mehrere Sophas in einem

Walde von Tannen und unter blühenden Topfpflanzen aufgestellt worden; Ampeln und farbige Lämpchen erhellten das Gemach in angenehmer Weise. In den Nischen saßen schon einige Paare, aber glücklicherweise fand sich die eine noch unbesetzt. Fern vom Staube und lauten Geräusch ließ es sich herrlich dort plaudern.

„Dieser ungeschlachte Mensch!“ sagte Alexander. „Er hätte sich wenigstens doch entschuldigen müssen. Das sind ja wahrhaft bäuerische Manieren! Er hat Dich wohl gar auch auf den Fuß getreten?“

„Nein, ich glaube nicht,“ versetzte sie zögernd und barg ihr Antlitz hinter dem Fächer.

„Ich fürchte, das ungewohnte Vergnügen hat Dich zu schnell abgeparnt,“ fuhr er fort. „Willst Du es mir wohl glauben? Ich beneide, nein, ich hasse jeden Mann, der seinen Arm um Dich schlingt, um mit Dir zu tanzen. Ich wünschte, ich hätte erst das Recht, Dir zu verbieten, Dich von einem Anderen berühren zu lassen.“

„Hast Du es nicht?“ flüsterte sie schüchtern, mit einem seligen Blick zu ihm aufschauend.

Die Hand des jungen Mannes umfaßte zärtlich die ihrige. „Bald, mein holdes Lieb,“ sagte er. „Ich bin über nichts so glücklich, als daß Du ein unbeslecktes Herz hast, daß Du Dich mir mit reinen Lippen und reinen Händen zu eigen



Agenor Graf v. Goluchowo-Goluchowski,  
 der neue gemeinsame österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren. (S. 283)

gegeben. Hastest Du noch nie eine Neigung für einen Mann?"

"Nein," antwortete sie mit schwachem Lächeln, "niemals."

"Das wußte ich," versetzte er, "diese Taubenaugen können nicht lügen."

Plötzlich hielt die Musik inne; der Tanz war vorüber. Die erhitzte Menge der Tanzenden drängte sich, um Kühlung zu suchen, in das blumige Gemach.

"Jetzt wollen wir gehen," sagte er, "es wird zu voll. Willst Du nicht einmal meine Mutter auffuchen?"

Es war zu spät. Ein untersehter Herr mit einem starken rötlichen Vollbart, und eine große junge Dame, die ein burgunderrothes Seidenkleid mit langer Schleppe trug, waren auf sie zugekommen, als sie eben das Zimmer verlassen wollten.

"Da sind sie," flüsterte Alexander ihr zu, "die beiden Ungeheueren, die uns beinahe zu Boden gewalzt hätten."

Die Dame, die das burgunderrothe Kleid trug, war hastig, ohne Alexander zu beachten, auf seine Tänzerin losgestürzt.

"So habe ich mich doch nicht geirrt!" rief sie. "Ist es möglich, Martha — Martha Rittig! Du hier! Wie kommst Du denn hierher?"

Martha machte eine krampfhaft Anstrengung, ihre Besonnenheit zu behaupten.

"Lucie," sagte sie, "ich muß Dir die Frage zurückgeben. Doch zuvor gestatte mir, Dich bekannt zu machen. Herr Alexander v. Bagewitz — Fräulein Lucie Drews," stellte sie vor; dabei verschluckte sie den letzteren Namen, so daß Alexander ihn nicht verstehen konnte.

"Herr Kollmann," ergänzte Lucie Drews die Einführung und wies auf ihren Begleiter. Alle verbeugten sich. "Doch nun sprich, Martha, das ist ja ein ganz erstaunlicher Zufall, daß wir uns, ohne es zu ahnen, hier auf Rügen treffen müssen. Ich bin von Margarethe Ruhwald, meiner Schulfreundin, auf ein paar Tage eingeladen worden. Und Du?"

"Ich bin schon seit mehreren Wochen auf Udars bei meiner Pathin, der Frau v. Bagewitz."

"Davon hat Otto gar nichts geschrieben. Otto weiß es doch, daß Du hier bist?"

"Natürlich," sagte Martha und biß sich auf die Lippen. "Befindet ihr euch Alle wohl?"

"Also Du bist so lange in Udars gewesen?" fuhr das wißbegierige Fräulein Drews fort, ohne auf die Frage zu antworten.

Jetzt begann die Musik zu einem neuen Tanz aufzufordern. Alexander näherte sich der jungen Dame; halb in dem Bestreben, Martha aus dem Kreuzfeuer erstaunter Fragen zu befreien, halb durch Neugier bewogen, fragte er: "Sind Sie für den nächsten Tanz schon versagt, mein Fräulein?"

Lucie Drews verneinte und zog, hocheifrig über den stattlichen Tänzer, ab, während Martha einsah, daß sie verloren sei. Es war ganz selbstverständlich, daß Lucie sich über ihren Bruder Otto, über Martha und ihre Verlobung in ihrer etwas geschwätzigen Weise unterhielt. Daran war nicht zu zweifeln; die Wahrheit kam ohne jedes Mäntelchen zum Vorschein, ja sogar in einer wenig ansprechenden Form, dafür sorgte die junge Drews schon, die nicht sehr zierlich und gewandt, unterweilen sogar ungeschickt war.

Martha war auch noch für die nächsten Tänze engagirt und mußte ihren Verpflichtungen nachkommen, so sauer es ihr wurde. Sie wußte nicht, ob sie tanzte oder taumelte, sie hatte ein dumpfes Bewußtsein, daß Jemand sich mit ihr unterhielt, und daß sie dann und wann lächelnd mit dem Kopfe nickte, wie die Pagodenfigur im Theeladen. Es war der Anfang der Strafe für ihr unüberlegtes Handeln und ihren Mangel

an Aufrichtigkeit. Die Musik schien ihr nur aus unzusammenhängenden, grellen Tönen zu bestehen, der Glanz der Lichter blendete ihre Augen. Jetzt wußte Alexander gewiß Alles, er wußte, daß sie mit Otto Drews verlobt sei, daß sie ihn belogen habe. Eine zerstörte Liebe und ein gebrochenes Herz, das waren die Folgen für ihn. Und für sie: namenloses Elend.

Da stand er schon vor ihr, der nächste Tanz gehörte ihm; aber ihm war nicht mehr nach Tanzen zu Sinne. Wie bleich er aussah! Wie er die Lippen fest aufeinander preßte in Zorn und Verzweiflung!

Er verbeugte sich steif und feierlich vor ihr und sagte: "Fräulein Rittig, darf ich Sie wohl um eine kurze Unterredung, um eine kleine Erklärung bitten, die keinen Aufschub leidet? In dem Blumenzimmer ist die Nische unbesetzt, in der wir vorhin saßen."

Sie nickte und folgte ihm, als ob sie in einem Traume dahinwandelte, willenlos, mit starren, weitgeöffneten Augen.

Als sie endlich Platz gefunden hatten, sagte er im leidenschaftlichsten Flüstertone: "Martha! Martha! Wie konnten Sie mich nur so täuschen!"

Es war ein verhaltener Schmerzensschrei, der aus seinem tiefsten Innern hervorklang. Ernster und gefasster fuhr er fort: "Vor einer Stunde hätte ich für Ihre Wahrhaftigkeit und Treue mein Leben zum Pfande gegeben. Mit Liebe und Verehrung schaute ich zu Ihnen wie zu einem reinen Wesen empor. Nun aber frage ich Sie, die Verlobte eines anderen Mannes, der Ihnen vertraut hat, wie ich Ihnen traute — was hat Sie veranlaßt zu dem Versprechen, mein Weib werden zu wollen?"

Martha hielt die Hände krampfhaft ver-schlungen; ein heftiges Zittern ging durch ihre Gestalt.

"Mit Herrn Otto Drews' Verlobungsring am Finger verlobten Sie sich mit Alexander v. Bagewitz — warum nahmen Sie meinen Antrag an?"

"Ich war von Sinnen," murmelte das junge Mädchen gebrochen und erschüttert gleich ihm.

"Das ist keine Erklärung," sagte er. "Wünschten Sie den reicheren Mann für den ärmeren einzutauschen?"

Sie fuhr wie elektrisirt empor. "Herr v. Bagewitz," rief sie, "glauben Sie, daß es Ihr Reichthum —"

"Was sonst?" entgegnete er voll Bitterkeit. "Glauben Sie, daß auch ich immer noch von Sinnen bin?"

Seine Worte trafen sie wie Dolchstiche.

"Fürchten Sie nicht, daß ich Sie noch lange belästigen werde," fuhr er fort, "die Unterredung ist gleich zu Ende, ich werde mir nicht die Mühe geben, Ihnen Vorwürfe zu machen, ich wünsche nur, daß Sie die Wahrheit dessen bestätigen, was Fräulein Lucie Drews mir mittheilte. Sie sind mit Otto Drews verlobt, und der Ring mit dem blauen Stein, der Ihren Finger schmückt, ist das äußere Zeichen dieses Bündnisses. Ist das wahr?"

"Ja," hauchte sie kaum hörbar.

Alexander fuhr zusammen, dann richtete er sich straff empor.

"Wir wollen in den Ballsaal zurückkehren," sagte er kalt. "Unser langes Verweilen möchte Aufsehen machen. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, Herrn Drews — unbekannter Weise — meine Glückwünsche auszusprechen?"

"Warten Sie noch einen Augenblick," sagte sie in dumpfer Verzweiflung, "ich habe gefehlt, ich weiß es, aber ich liebe Sie, Alexander, liebe Sie von ganzem Herzen; ich habe falsch und leichtsinnig gehandelt — und doch liebe ich Sie so sehr. Nach langem Sträuben, auf Wunsch meines Bruders verlobte ich mich — mein Herz war nicht —"

Er unterbrach sie.

"Es ist genug! Ich hatte mir ein Götterbild aufgerichtet und entdecke, daß es ein thönernes Idol ist. Ich hege nur noch den einen Wunsch, Ihnen fürder im Leben nicht mehr zu begegnen. — Leben Sie wohl, Fräulein Rittig! Soll ich Sie zu meiner Mutter geleiten?"

"Ich danke," erwiderte sie, ohne ihn anzublicken. Er machte eine Verbeugung und war von ihrer Seite verschwunden. — Eine Stunde später fuhr sie mit Frau v. Bagewitz nach Udars zurück.

"Ich bin herzlich müde," sagte die gute Frau gähmend, "es war so heiß und staubig in den Zimmern geworden, und Sie sehen ja auch ganz blaß und angegriffen aus, Martha. Wenn der erste Ball Ihnen nur gut bekommt! Glücklicherweise ist der Mond aufgegangen, so kommen wir wenigstens sicher nach Hause; der Weg ist gar zu schlecht. Alexander hat sich mit dem jungen Herrn v. Lücken zu einer Jagdparthie verabredet und fährt mit ihm; es sind Hirsche aus der Gräniz ausgebrochen und bei Lückens im Wald gesehen worden. Die jungen Leute wollen in aller Frühe auf die seltsamen Gäste pirschen. Alexander wird morgen wohl dort bleiben, vielleicht auch übermorgen. Sie müssen sich die paar Tage schon mit mir begnügen."

## 4.

Der Mondschein lag über dem Park zu Udars, und Martha stand im Ballstaat vor dem Fenster und blickte auf die blätterlosen Bäume und Sträucher, die sich leise im Morgenwind hin und her wiegten. Seltsame, gespenstische Schatten lagen auf den kiesbestreuten Steigen. Sie wurde nicht müde, in den sanft erhellten Garten hinauszusehen, gedankenlos, ohne Thränen. Ach, wenn sie nur hätte weinen können!

Die Hähne krächten, und das Frühroth erschien.

Ohne Seufzer und Klagen zog Martha endlich ihr Gewand aus. Die Blumen hingen weck an dem Ballstaat herab; ach, die Freude war kurz gewesen; aber das Leid und die welcke Hoffnung blieben ihre Begleiter durch das Leben.

Sie empfand kein Bedürfnis nach Schlaf, legte ihr gewöhnliches Hauskleid an und setzte sich auf den Rand des Bettes. Die Kerze brannte vor ihr auf dem Nachttischchen und verzehrte sich langsam, ja, das würde nun auch ihr Loos fortan sein, dachte sie.

Plötzlich klopfte es. Sie rief herein; vor ihr stand das Hausmädchen mit einem zusammengefalteten Papier in der Hand.

"Ach!" sagte das Mädchen ganz erschrocken, "Fräulein sind noch nicht zu Bett gegangen?"

"Ich konnte nicht schlafen, Mine, es lohnt sich jetzt ja auch nicht mehr. Wie spät mag es sein?"

"Es ist halb acht Uhr. Ich dachte, ich müßte Fräulein wecken. Von Bergen ist eben ein Bote gekommen mit einer telegraphischen Depesche. Hier ist sie. Soll ich Ihnen Kaffee bringen, Fräulein, da Sie doch schon auf sind?"

"Ja," sagte Martha, "mich dürstet sehr."

Das Mädchen verschwand. Martha entfaltete die Depesche — es schwamm ihr vor den Augen, sie las und las wieder — die Worte blieben dieselben:

"Ich hatte Dir schon mitgetheilt, daß Emil sehr krank sei. Wenn Du ihn noch sehen willst, so beeile Dich.

Otto."

Ein namenloses Entsetzen packte sie. Emil war krank, todkrank, und sie genoß in vollen Zügen lustiges Leben, sie tanzte bei rauschender Musik, während er vielleicht — sie mochte den Gedanken nicht ausdenken — eine ruheloße Angst hatte sie erfaßt. Was sollte sie auch noch in Udars? Hier war Alles vorbei für sie.

Sie packte eilig ihre Sachen zusammen; die Mühe war nicht sehr groß. Dabei fiel ihr Auge auf die Briefe, von denen mehrere noch nicht geöffnet dalagen. Ein scharfer Stich fuhr ihr durch das Herz. Sie war doch recht schlecht gewesen in ihrem grenzenlosen Leichtsinne.

Sie klingelte, und sofort erschien auch das Mädchen mit dem Kaffee; erstaunt blickte es auf den Besuch, der reisefertig da stand.

„Mine,“ sagte Martha, „ich habe schlechte Nachrichten bekommen und muß fort, nach Bergen, auf die Eisenbahn. Sage dem Kutscher, er möge anspannen, aber gleich. Es eilt sehr, ich muß mit dem Vormittagszuge noch fort. Frau v. Bagewitz schläft noch?“

„Die gnädige Frau wird wohl vor zehn oder elf Uhr nicht aufstehen,“ entgegnete Mine, „wenn sie spät nach Hause gekommen ist, erscheint sie immer erst gegen Mittag.“

„Wir dürfen sie nicht wecken,“ bemerkte Martha weiter. „Ich werde einen Brief für sie schreiben, den kannst Du ihr geben, sobald sie wach ist. Aber nun besorge schnell den Wagen.“

Es verging noch fast eine halbe Stunde, bis der Wagen vor der Thür stand. Martha handigte dem Mädchen den Brief an die Pathin ein, und der Bediente besorgte den Koffer. „Soll Friedrich mitfahren, Fräulein Rittig?“ fragte die Wirthschafterin, die Martha in den Wagen half.

„Ach nein, das ist nicht nöthig!“ war die Antwort. Sie mußte sich jetzt ohne Bedienten behelfen im weiteren Leben; das vornehme Gethue hatte für das arme Mädchen ja auch gar nicht gepaßt.

Dann ging es fort, bald lag der Gutshof hinter ihr.

Es war ein unangenehmer Tag zum Reisen, kalt, neblig und dunkel, die Sonne war sofort wieder verschwunden; aber das stand im Einklang mit Martha's Gemüthsstimmung. In eine Ecke des Wagens gelehnt, starrte sie mit weit geöffneten, brennenden Augen in die winterliche Ferne hinaus. Schmutziger Schnee lag in den Gräben, der Weg war nur eine Reihe von Pfützen. Ach, wie ganz anders war doch die Herreise gewesen!

Als sie im Eisenbahnwagen saß, erinnerte sie sich der ungeöffneten Briefe, die in ihrem Handkofferchen steckten. Sie zog dieselben hervor und las sie der Reihe nach durch. Der erste gab Nachricht, daß Emil sich nicht wohl fühle, er habe sich wahrscheinlich erkältet und fieberte ein wenig, hüte auch seit ein paar Tagen das Bett; aber Martha brauchte sich nicht zu ängstigen oder deswegen gar zurückzukommen, es sei nichts von Bedeutung. Der zweite klang schon ernster. Emil's Zustand habe sich noch nicht gebessert, hieß es darin, aber der Kranke habe verboten, ihr etwas mitzutheilen, damit sie sich nicht etwa veranlaßt fühle, ihren Aufenthalt, wo sie so viel Freude genieße, zu verlassen. Otto sei öfters bei Emil und sorge für dessen Pflege. In dem dritten Briefe hieß es, ein typhöses Fieber sei eingetreten und zwar in bedenklicher Form. Wenn Emil auch nicht verlangt habe, daß sie zurückkehre, so wäre es doch wünschenswerth; ohne Frage wäre die Sachlage eine ernste, und Emil würde sich freuen, sie an seinem Krankenlager zu sehen.

Wie kam sie sich jetzt vor! Wenn sie ehrlich und aufrichtig war, mußte sie zugestehen, daß sie herzlos und selbstsüchtig gehandelt habe. Emil hatte um ihretwillen Manches geopfert, er hatte sich oft abgearbeitet und angestrengt, damit sie ihre Wünsche befriedigen konnte, er hatte sich um sie bemüht, die ihm mit Undank vergalt. Mit welcher zärtlichen Sorge hatte er die langen Jahren, seit die Eltern todt waren, für sie geschafft!

O wie leid that es ihr nun, daß sie die

Briefe nicht eher gelesen! Nun war es vielleicht schon zu spät, und die Neue eines langen Lebens, eine schmerzliche Erinnerung, die keine Zeit ganz verwischen konnte, lag vor ihr!

Wie langsam fuhr der Zug diesmal! Wie eine Schnecke kroch er von Station zu Station, ohne auf ihre Ungeduld zu achten.

Endlich! Dicker Nebel lag an dem Dezembertage über der großen Stadt, als sie in den Nordbahnhof einfuhr. Niemand erwartete sie, umsonst spähte sie umher, Otto war nicht gekommen. Das konnte ein gutes Anzeichen sein — es konnte aber auch das Gegentheil bedeuten. Nein, jetzt wollte sie ihren Bruder nicht mehr verlassen, komme, was da wolle; und sie würde ihn schon pflegen, Tag und Nacht, bis er genesen sei.

Unter diesen Gedanken stieg sie mit einem festen Vorsatze, wieder gut zu machen, was sie gefehlt, in die Droschke. Nachdem fast eine halbe Stunde vergangen, langte sie vor dem bekannten Hause in der Königgräzerstraße an und schleppte sich mit dem Koffer und ihren anderen Sachen mühselig die Treppen hinauf. Oben brannte Licht, es war schon ganz dunkel; das Mädchen öffnete.

„Ach Gott, Fräulein!“ Die Dienstmagd schien ganz entsetzt, sie zu sehen. Eine Thür öffnete sich, Otto stand vor ihr. Er sah sehr bekümmert aus und war auffallend still.

„Martha!“ sagte er, ohne sie mit einem Kuß oder einem Händedruck zu empfangen, „Martha, bist Du endlich da!“

Sie fühlte den Vorwurf tief, der in seinem kalten Empfange lag. Und wie bleich und überwacht er war! Auch sprach er so leise, fast nur im Flüsterton; ihr Herz krampfte sich zusammen, sie konnte sich kaum zu der Frage aufraffen: „Wie steht es denn mit Emil? Geht es etwas besser?“

(Fortsetzung folgt.)

### Agenor Graf v. Goluchowo-Goluchowski, der neue gemeinsame österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren.

(Mit Porträt auf Seite 281.)

Der Nachfolger des Grafen Kalnoy als Leiter der auswärtigen Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie, Agenor Graf v. Goluchowo-Goluchowski (siehe das Porträt auf S. 281), ist am 23. März 1849 geboren. Nach Vollendung seiner Studien schlug er die diplomatische Laufbahn ein und wurde zunächst im Ministerium des Aeußeren verwendet. 1872 kam er als Attaché nach Berlin und rückte dort zum Botschaftssekretär vor. Später in das Ministerium zurückberufen, wurde er zum Hofrath befördert, kam dann als Botschaftsrath nach Paris und war von 1886 bis 1893 als Gesandter in Bukarest thätig. Graf Goluchowski, der mit einer Prinzessin Murat vermählt, ist Majoratsherr auf Stala und Erbherr der Herrschaft Janow. Er zeichnet sich durch besondere aristokratische Eleganz aus, gilt als staatsmännisch veranlagt und politisch unbefangen. Hoffentlich wird er ebenso eifrig auf Erhaltung des Friedens hinzuwirken suchen, wie sein Vorgänger Kalnoy.

### Der Drischeltanz nach der Ernte in Tirol.

(Mit Bild auf Seite 284.)

In vielen Gegenden Tirols ist nach der Ernte der sogenannte Drischeltanz üblich, den wir unseren Lesern auf S. 284 im Bilde vorführen. Die Burschen des Dorfes schmücken nämlich die Dirne, welche beim Ausdreschen des Getreides den letzten Schlag thut, mit einer Aehrenkrone. Alsdann führt man sie unter dem Jubel der ganzen Einwohnerschaft zuerst durch das Dorf und hierauf auf den Acker vor dem Dorfwirthshause, wo sie bei dem nun beginnenden Tanzvergüngen die Hauptrolle spielt. Dieser Drischeltanz dient dem jungen Volke natürlich zu allerlei lustiger Kurzwel, und Gesang und Gejodel legen Zeugniß ab für die allgemeine Fröhlichkeit.

### Ein glücklicher Gedanke.

Erzählung von Theo Seefmann.

1. (Nachdruck verboten.)

In einem hohen Gemach des Rathhauses der englischen Hafenstadt Dover stand an einem Septembertag ein freundlich blickender alter Herr mit weißem Haar und schaute theilnahmsvoll auf eine ältliche Frau und ein junges Mädchen herab, die vor ihm an dem Tische saßen.

„Das ist recht von Ihnen, Missis Burton,“ sagte er warm, „daß Sie mit Mary zu mir gekommen sind, um mir Ihr Herzeleid zu klagen. Denn wenn es schon mein Amt als Bürgermeister ist, den Bewohnern unserer lieben Stadt mit Rath und That beizustehen, so fühle ich mich bei Ihnen um so mehr dazu verpflichtet, als ich ja mit Ihrem verstorbenen Mann eng befreundet war. Also, bitte, erzählen Sie!“

„Sie wissen, Mister Backwell,“ begann die alte Dame, in deren Gesicht deutlich Kummer und Sorgen ihre Spuren hinterlassen hatten, „daß mein Mann vor vier Jahren durch eine verfehlte Spekulation plötzlich sein ganzes Vermögen verlor und zur Deckung unserer Schulden all' unser Hab und Gut verkauft werden mußte bis auf das kleine Häuschen in der Hafensstraße neben dem Anwesen des Weingroßhändlers Rackles. Mein Mann starb aus Gram.“

„Jawohl, ich weiß es.“

„Rackles stand mit meinem Mann in Geschäftsverbindung, und um ihn sicher zu stellen, wurde seine Forderung im Betrage von dreihundert Pfund Sterling als Hypothek auf unser kleines Besizthum eingetragen. Um uns einen Lebensunterhalt zu schaffen, errichtete ich ein Putzgeschäft, in dem ich jetzt von Mary wacker unterstützt werde. Wir haben uns dadurch recht und schlecht ernährt, und ich faßte schon allmählig wieder Muth und sah der Zukunft zuversichtlicher entgegen, als plötzlich vor einem halben Jahr uns Mister Rackles die Hypothek kündigte. Er bedarf, wie er sagt, des Plazes, auf dem unser Häuschen steht. Wie ich erfahren habe, beabsichtigt er seine Niederlagen zu erweitern, und dazu soll ihm unser Grund und Boden dienen. Das Schlimme bei der Sache ist nun, daß unser kleines Besizthum kaum dreihundert Pfund Sterling werth ist. Deshalb ist es mir auch bislang noch nicht möglich gewesen, mir einen anderen Gläubiger zu verschaffen, und wenn daher unser Häuschen zur Versteigerung kommt, dann wird sich kaum ein Bieter finden, der bis zur Höhe der Hypothek hinaufgeht. Wir werden deshalb ohne einen Schilling in der Tasche von Haus und Geschäft vertrieben werden.“

„Das wäre ja schrecklich,“ versetzte Backwell mitleidig.

„Ja, es wäre schrecklich,“ wiederholte die Wittve, indem sie sich mit zitternder Hand über die Stirn fuhr. „Mary stand nämlich im Begriff, sich noch in diesem Herbst mit einem rechtschaffenen jungen Mann zu verheirathen. Derselbe ist in dem großen Manufakturwaarengeschäft der Gebrüder Morris angestellt. Er besitzt nur ein geringes Vermögen, aber bei seiner Umsicht und Waarenkenntniß dürfte ich hoffen, daß, wenn ich den jungen Leuten unser Geschäft abtrat, sie auf dem geschaffenen Grunde weiter bauen und sich emporarbeiten könnten. Und diese Hoffnung ist nun vernichtet.“

Mit Thränen in den Augen schloß die alte Dame. Betreten sah der Bürgermeister vor sich hin. Endlich fragte er: „Wer ist denn Ihr Verlobter, Fräulein Mary?“

„Edward Brother,“ entgegnete das junge Mädchen leise.

„Mr. Brother? O, da gratulire ich von Herzen. Ich habe in einem Wohlthätigkeits-

konzertere Gelegenheit gehabt, das vorzügliche Klavierspiel Edward Brother's zu bewundern. Man sagte mir, er wäre der erste Klavierspieler unserer Stadt."

"Das ist er," versetzte Mary mit aufleuchtenden Augen.

"Nun," antwortete Backwell tröstend, "wenn sich auch wirklich alle Befürchtungen Ihrer Frau Mutter erfüllen sollten, verzagen Sie nicht, Fräulein Mary! Und auch Sie, liebe Frau Burton, verzweifeln Sie nicht. Wir müssen hoffen, so lange wir leben. Aber was kann ich für Sie thun?"

"Meine Bitte an Sie geht dahin, daß Sie Herrn Rackles zu bestimmen suchen, uns die Hypothek noch auf ein halbes Jahr zu lassen. Denn ich klammere mich an den Gedanken, daß es mir in dieser Frist doch noch gelingen wird,

irgend einen Menschen zu entdecken, der mir auf's Neue ein Darlehen giebt."

"Meine gute Frau Burton," versetzte Backwell, "wenn es in meiner Macht stände, Ihnen zu helfen, so würde ich es unverzüglich thun. Aber Sie wissen, daß ich bei eben jenem Unternehmen, durch das Ihr Gatte stürzte, den größten Theil meines Vermögens verlor. Unter diesen Umständen bin ich leider selbst nicht in der Lage, Ihnen mit eigenen Mitteln zu helfen. Aber gleich heute werde ich Gelegenheit nehmen, mit Herrn Rackles Rücksprache zu halten, denn ich hoffe, ihn nachher im Klubhaus zu treffen."

Während der Unterredung war die Dunkelheit herabgefunken und die Damen empfahlen sich. Der Bürgermeister ordnete noch schnell einige Papiere, dann schritt er in ein Neben-

gemach und erschien bald mit Hut, Stock und Ueberrock wieder, um das Haus zu verlassen.

Als er zehn Minuten später in die hell erleuchteten Räume des Klubs eintrat, war schon ein großer Theil der Mitglieder versammelt. Einige der Herren lasen, Andere spielten Billard und wieder Andere unterhielten sich eifrig über die Tagesereignisse. Unter den Letzteren befand sich auch der Weingroßhändler und Stadtrath Rackles. Blackwell trat auf den Gesuchten zu und sagte mit halblauter Stimme: "Würden Sie mir vielleicht für einige Augenblicke Gehör schenken, Herr Rackles?"

"Gern, Herr Bürgermeister," antwortete dieser bedächtig, während ein breites Lächeln über sein rothes, aufgedunsenes Gesicht flog.

"Ich habe mit Ihnen, mein lieber Stadtrath, in einer Angelegenheit der Frau Burton



Der Dreihelktanz nach der Ernte in Tirol. (S. 283)

zu sprechen. Dieselbe läßt Sie durch mich dringend bitten, die Kündigung der Hypothek zurückzuziehen."

"Hm, hm," machte Rackles bedenklich. "Wenn es von mir abhinge, würde ich der Frau gern zu Gefallen sein, aber ich habe mich zu einem größeren Geschäftsunternehmen entschlossen, und thut es mir daher aufrichtig leid, Ihnen eine abschlägige Antwort ertheilen zu müssen."

"Und würden Sie sich nicht wenigstens dazu herbeilassen, den Zahlungstermin um ein halbes Jahr hinauszuschieben?"

"Auch dazu kann ich mich nicht entschließen. Meine Geschäftsinteressen stehen dem entgegen. Ich bitte, dringen Sie nicht weiter in mich."

Die Männer begaben sich jetzt zur Gesellschaft und nahmen an dem runden Tische Platz, wo eine lebhaftere Unterhaltung im Gange war.

"Ja," sagte der Vorsitzende des Klubs eben, "sie soll eine wunderbare Stimme besitzen. Alle Zeitungen hallen von ihrem Lob wider, in Paris hat man bis zu hundert Franken für ein Billet zu ihren Konzerten bezahlt."

"Von wem sprechen Sie?" fragte Rackles und dehnte sich behaglich in seinem Stuhl.

"Von wem anders als von ihr, der schwedischen Nachtigall, der unvergleichlichen Sängerin Jenny Lind!"

"Ah! Sie soll allerdings einzig singen. Schade, daß man sich einen solchen Kunstgenuß entgehen lassen muß," meinte Rackles.

"Nun, sie geht ja in nächster Zeit nach London," warf der Vorsitzende ein. "Sie könnten dann dort Gelegenheit nehmen, sie zu hören."

"O, o, Sie vergessen mein Podagra, Verehrter," entgegnete Rackles. "Ja, wenn das nicht wäre — bis an's andere Ende der Welt reiste ich, um ihr zu lauschen."

Ueber die Gesichter der Anwesenden flog ein ungläubiges Lächeln.

"Vielleicht ließe sie sich bewegen, bei ihrer Durchreise nach London hier in Dover ein Konzert zu geben. Sie würde sicherlich begeisterte Aufnahme finden."

\*) Jenny Lind (geboren 1820 in Stockholm, gestorben 1887 in London) stand damals auf der Höhe ihres Ruhmes.

"Das wäre großartig," fließ Rackles hervor. "Aber leider, leider ist daran nicht zu denken."

"Und warum denn nicht?" mischte sich der Bürgermeister in das Gespräch. "Man kann nicht wissen —"

"Bürgermeister," fuhr der Weingroßhändler auf, "wenn die Lind hier fänge, nicht nur hundert Franken würde ich für ein Konzert bezahlen, sondern hundert Pfund Sterling würde ich obendrein für jedes Lied stiften, das ich von ihr hörte!"

Erhobenen Hauptes schaute er sich im Kreise um.

"Stiften?" fragte Backwell eifrig. "Doch zu mildthätigen Zwecken. Das erregt mein Interesse, denn als Bürgermeister muß ich für die Armen und Nothleidenden eintreten. Aber wozu würden Sie Ihre Stiftung verwendet wissen wollen?"

"Das wäre mir gleichgültig," versetzte der Angeredete prahlerisch.

"Sie würden also mir die Verwendung überlassen?"

Humoristisches: Die Husaren kommen! Nach Originalskizzen von W. Grögler.



Schnell Kinder! Schnell, Erna, Gisa, Rosa, Tildchen — Husaren kommen.



Husaren! Husaren! Herrjeh, da is mein Fritze ja ooch mit dabei!



„Das verflüchte Podagra!“ flucht der Herr Major a. D. „Bomben und Granaten! Wenn ich nur an's Fenster könnte!“



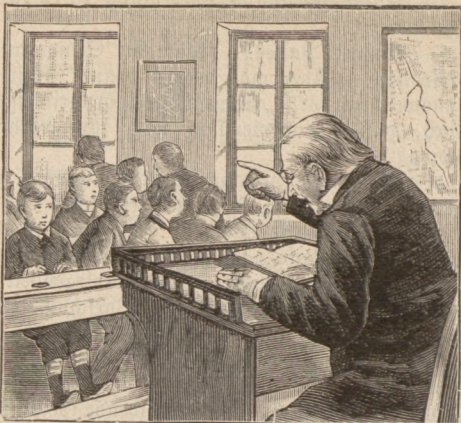
Die hoffnungsvolle Strassenjugend.



Der verwaiste Kinderspielplatz.



Wenn man gerade beim Rafeur sitzt.



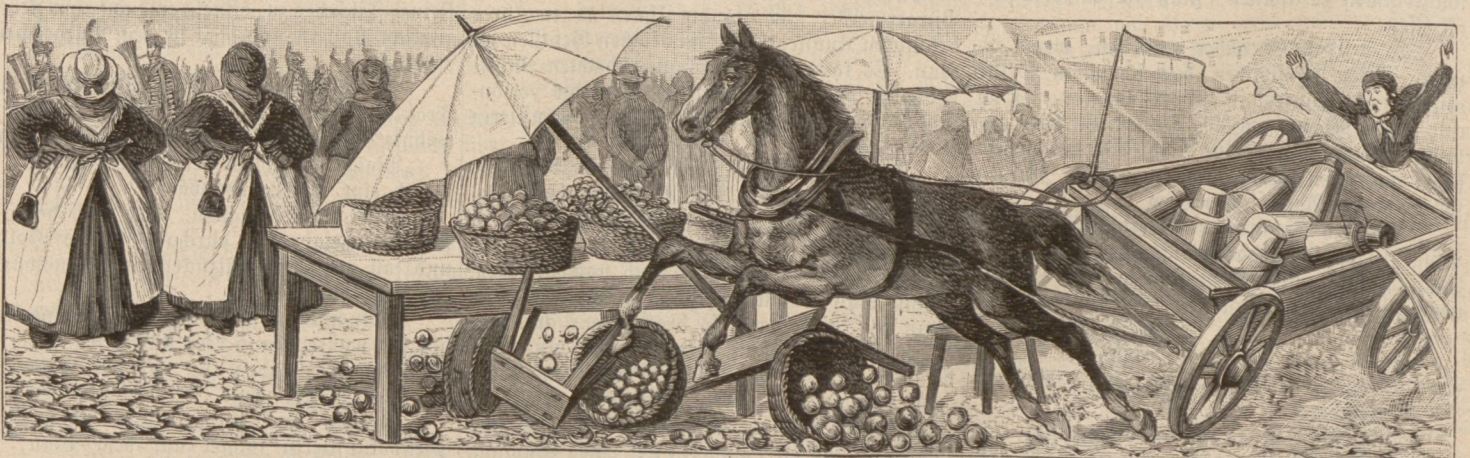
Als Julius Cäsar über den Rhein gezogen war —



waren die Germanen verschwunden!



Schön sin je wul, die Husaren, aber Geld koste sie uns ooch, schwoer Geld!



Die „Damen der Halle“

und

ein ehemaliger Kriegstamerad.

„Jawohl, aber beruhigen Sie sich, Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, sich fragen zu müssen, wie Sie mein Geld anlegen sollen, denn die Lind singt ja doch nicht hier.“

„Nun, das wäre doch eines Versuches werth!“

Das Gespräch ging bald auf ein anderes Gebiet über und nach kurzer Zeit verabschiedete sich Backwell.

Mit großen Schritten eilte er seiner Wohnung zu, ergriff Schreibzeug und Papier und schrieb:

„Hochgeehrtes Fräulein!

Der Unterzeichnete glaubt im Sinne vieler Kunstfreunde hiesiger Stadt zu handeln, wenn er sich anshickt, Ihnen eine Bitte zu unterbreiten, die darin gipfelt, Sie um die Veranstaltung eines Konzerts auf Ihrer Durchreise durch Dover zu ersuchen.

Mit welcher Verehrung Ihrer hier gedacht wird, mögen Sie daraus ersehen, daß ein vermöglicher Bürger sich freiwillig erboten hat, im Falle Ihres Auftretens zum Besten der Armen eine bedeutende Geldsumme zu spenden.

Eine große Künstlerin wie Sie muß auch ein edles Herz besitzen, und deshalb, wenn es einigermaßen Ihre Reiseanordnungen gestatten, lassen Sie uns in dem Wohlklang Ihrer Lieder schwelgen, mit denen Sie nicht nur unser Herz begeistern, sondern auch die Thränen bedürftiger Menschentinder verstiegen lassen werden.

Indem ich mich der angenehmen Hoffnung hingebe, von Ihnen demnächst gütigen Bescheid zu erhalten, zeichne ich mit der Versicherung unbedingtester Hochachtung

R. Backwell,

Bürgermeister von Dover.“

„So,“ sagte der Bürgermeister vor sich hin, „nun noch die Adresse.“

Mit kräftigen Zügen schrieb er auf den Briefumschlag: An die Sängerin Fräulein Jenny Lind. Paris. Dann schloß er den Brief, indem er zufrieden murmelte: „Morgen geht das Schreiben mit dem Schiff nach Calais und von dort mit der Eilpost nach Paris. Wer weiß,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „indem ein gütiges Lächeln sein Gesicht verklärte, „meine liebe Frau Burton, ob wir Ihnen nicht auf diese Weise helfen können.“

Leider war der gutmüthige Bürgermeister zu hoffnungsfroh gewesen, denn zehn Tage später kam folgende Antwort von der gefeierten Sängerin:

„Hochverehrter Herr Bürgermeister!

Leider sehe ich mich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, Ihnen abschlägig antworten zu müssen. Ich hatte mich schon entschlossen, Ihrer Bitte zu willfahren, als ich gestern von meinem Geschäftsführer, der mir vorangereist ist, eine Eilnachricht erhielt, die mich schleunigst zur Königin nach Windsor bescheidet. Um dem Wunsche der erlauchten Frau nachkommen zu können, muß ich unverzüglich abreisen.

Sie werden es daher verstehen, wenn ich unter diesen Umständen das schon im Geiste anberaumte Konzert in Dover aufgebe, da ich erst gegen Abend am 30. September dort anlange und mich nur eine Nacht von der Ueberfahrt ausruhen werde, um am andern Morgen sofort meine Reise fortzusetzen.

Indem ich Sie bitte, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, bedauere ich unendlich, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können und bin mit vorzüglicher Hochachtung

Jenny Lind.“

„Hm,“ sagte Backwell bedauernd. „Also ein Fehlschlag! Doch — heute ist ja schon der 30. September!“

Damit ging er zu einem Klingelzug und läutete. Der Schall der Klingel war kaum verklungen, als sich die Thür eines Nebengemachs aufthat, und ein junger Mann erschien.

„Sind die Listen der angekommenen Fremden aus den Gasthöfen schon eingelaufen?“ fragte der Bürgermeister.

„Jawohl.“

„Wissen Sie vielleicht, ob Fräulein Jenny Lind bereits eingetroffen ist?“

„Jawohl. Sie ist vor einer Stunde angelangt und im Hotel de France abgestiegen. Ich hatte dem Herrn Bürgermeister so wie so eine Meldung über die Dame zu machen, da dieselbe ohne Paß angelangt ist. Es ist einstweilen die Landung gestattet worden unter der Bedingung, daß man sich weitere Schritte vorbehalte.“

„Also sogar ohne Paß wagt es die ‚Schwedische Nachtigall‘, vom französischen Festland zu unserer Insel herüber zu fliegen,“ sagte der Bürgermeister nachdenklich. „Wie wäre es, wenn wir diesen Umstand benutzten und sie zwingen würden, uns ihre Lieder vorzusingen? Denn eigentlich ist das Verweilen einer fremden Künstlerin ohne Paß auf englischem Boden ungesetzlich. Wahrhaftig, das wäre ein glücklicher Gedanke!“

Der sonst so gefetzte Herr war ganz verändert; seine Augen glänzten, und eine feltene Erregtheit hatte sich seiner bemächtigt, so daß der Rathschreiber erstaunt zu ihm aufschaute. Er erstaunte aber noch mehr, als der Bürgermeister fortfuhr: „Sie werden Herrn Edward Brother sofort benachrichtigen, sich mit Papier und Schreibzeug um sieben Uhr im Gesellschaftsanzuge bei mir einzufinden. Gleichzeitig schicken Sie einen Boten zu Herrn Rackles, und lassen ihn bitten, mich um sieben Uhr im Klub zu erwarten. Fräulein Jenny Lind wäre angekommen.“

2.

Als Backwell eine Stunde später in Begleitung Edward Brother's das Klubhaus betrat, beherrschte die Mitglieder augenscheinlich eine freudige Aufregung. Von allen Seiten wurde der Bürgermeister mit Fragen nach der Sängerin bestürmt, aber er schwieg beharrlich und versprach nur für später Aufklärung. Nachdem sich die Anwesenden beruhigt hatten, fand er endlich Gelegenheit, mit dem Weingroßhändler allein zu sprechen.

„Ich habe Sie,“ begann er lächelnd, „hierher bitten lassen, um mich Ihrer in Ihrer Eigenschaft als Stadtrath zu bedienen.“

„Wie so?“ fragte Rackles gespannt.

„Ich habe der Sängerin Jenny Lind, deren Ankunft ich Ihnen schon mittheilte, von Amts wegen einen Besuch abzustatten, und dazu benöthige ich eines Zeugen. Der junge Mann, welchen ich mitgebracht habe, wird die Freundlichkeit haben, uns in anderer Weise behilflich zu sein.“

„Hm — warum haben Sie denn mich gerade zu dem Amtsgeschäft ausersuchen? Sie kennen doch mein Podagra!“

„Mein lieber Stadtrath,“ erwiderte der Bürgermeister, „ich glaube Ihnen wegen Ihres bekannten Kunstenthusiasmus einen Gefallen zu thun. Es kann Ihnen als ausgemachten Musikliebhaber doch nur angenehm sein, die persönliche Bekanntschaft einer so berühmten Künstlerin zu machen.“

„Darin stimme ich Ihnen unbedingt zu und bin Ihnen für Ihre gütige Rücksichtnahme herzlich dankbar. Aber was beabsichtigen Sie in aller Welt bei der Sängerin?“

„Das werden Sie schon noch nachher sehen. Jenny Lind wohnt im Hotel de France, und wenn es Ihnen paßt, so brechen wir auf.“

Rackles war damit einverstanden, und bald befanden sich die drei Männer auf dem Wege zum Gasthose. Dort angekommen, rief der Bürgermeister sofort den Besitzer zu sich und ließ durch ihn die Sängerin um einen Empfang bitten, da er in Amtsangelegenheiten mit ihr zu verhandeln habe.

Wenige Minuten später standen der Bürgermeister, Rackles und Edward Brother im Salon der Künstlerin.

„Gestatten Sie, mein Fräulein,“ begann Backwell verbindlich, „daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Backwell, Bürgermeister von Dover, dieser Herr ist der Stadtrath Rackles und jener Begleiter, Herr Brother, wird mir, wenn ich dessen bedarf, Sekretärdienste leisten. Gleichzeitig bitte ich um Entschuldigung für die Heimfuchung in so später Stunde.“

„Womit kann ich den Herren dienen?“ fragte die Sängerin. „Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, Platz zu nehmen?“

Nachdem die Herren der Aufforderung nachgekommen waren, fuhr der Bürgermeister mit einem Seitenblick auf Edward Brother, der das mitgebrachte Papier auszubreiten und das Schreibzeug zurechtzulegen sich anschickte, fort: „Wie ich Ihnen schon sagte, erscheine ich in amtlicher Eigenschaft. Und zwar ist der Grund meiner Anwesenheit ein äußerst peinlicher. Um Sie vor allen unnöthigen Belästigungen durch Unterbeamte nach Möglichkeit zu bewahren, habe ich schon selbst die Erledigung der unangenehmen Angelegenheiten in die Hand genommen.“

„Wollen Sie sich nicht näher erklären?“

„Sofort. Ich muß Ihnen nämlich die Mittheilung machen, daß seit einiger Zeit eine Frauensperson in England ihr Unwesen treibt, die sich den Namen Jenny Lind beilegt und unter diesem Deckmantel allerlei Betrügereien verübt.“

„Das ist ja entsetzlich,“ stieß die Sängerin hervor.

„Jawohl, höchst unliebsam für Sie, mein Fräulein. Alle Nachforschungen sind bis jetzt erfolglos geblieben und darum ist an alle Behörden der Auftrag ergangen, ihre Wachsamkeit auf's Aeußerste anzustrengen, um endlich der dreisten Hochstaplerin habhaft zu werden. Ich sehe mich unter diesen Umständen gezwungen, Sie freundlichst um die Vorzeigung Ihres Passes zu bitten.“

„Meines Passes?“ fragte die Sängerin erschrocken. „Aber was begeht denn,“ fuhr sie ausweichend fort, „meine Doppelgängerin eigentlich, daß so aufmerksam nach ihr gefahndet wird?“

„Sie spricht bei angesehenen Männern, von denen bekannt ist, daß sie der Kunst ein besonderes Interesse widmen, vor, erzählt, daß sie auf der Reise nach irgend einem Ort, um ein Konzert zu geben, in Geldverlegenheit gerathen sei, und bittet um einen Vorschuß. Dann verschwindet sie auf Nimmerwiedersehen.“

„Aber mein Gott,“ brachte die Sängerin ängstlich hervor, „das trifft bei mir ja gar nicht zu. Ich habe nicht nur ausreichende Geldmittel, sondern auch Werthsachen, die mir sofort die nöthigen Reisegelder verschaffen würden.“

Jenny Lind ging bei diesen Worten auf ein kleines Tischchen zu, öffnete eine auf ihm stehende zierliche Kassetten und hielt sie dem Bürgermeister entgegen.

„Alle Achtung vor Ihren Brillanten, mein Fräulein,“ sagte er ruhig, „aber auch die erwähnte Betrügerin tritt keineswegs ärmlich auf.“

„Mache ich Ihnen denn den Eindruck, als ob ich eine Betrügerin wäre?“

„Nicht im Geringsten, aber auch die Hochstaplerin zeigt eine durchaus sichere Haltung und soll von einer entzückenden Liebenswürdigkeit sein.“

„Aber mich müßten doch schon meine Noten als die wahre Jenny Lind ausweisen!“ versetzte die Sängerin, indem sie auf ein Notenpaket auf dem Flügel zeigte, der im Zimmer stand.

„Gerade mit ihren Noten erscheint die Pseudokünstlerin immer auf dem Plan,“ bemerkte der Bürgermeister und zog nachdenklich die Augenbrauen in die Höhe. „Ueberheben

Sie uns daher aller Weiterungen, mein Fräulein, und übergeben Sie mir gefälligst Ihren Paß!"

"Meinen Paß, meinen Paß?" flüsterte die Angeredete zögernd. "Aber das ist ja eben das Schreckliche, ich habe gar keinen —"

"Wie, Sie besitzen keinen Paß? Das ist allerdings unangenehm. Wollen Sie mir nicht darüber Aufklärung geben, wie das kommt?"

"Ich wurde durch eine Nachricht meines Geschäftsführers zu einer Soirée bei der Königin befohlen, die am 3. Oktober in Windsor stattfindet. Am Tage meiner eiligen Abreise von Paris weilte aber der schwedische Gesandte gerade in den Ardennen bei den großen Jagden, und der Attaché, den er mit seiner Stellvertretung betraut hatte, war plötzlich heftig erkrankt. Er lag in Fieberphantasien. Es war demnach kein Beamter da, dem das Recht zugestanden hätte, mir einen Paß auszustellen. Am nun noch zur richtigen Zeit am englischen Hofe eintreffen zu können, mußte ich auf die Ausfertigung des Passes verzichten und ohne einen solchen abreisen."

"Hm, hm," machte der Bürgermeister, "dieses Mißgeschick kann recht betrübende Folgen für Sie haben, mein Fräulein. Sie werden eben unter den obwaltenden Umständen so lange in Dover bleiben müssen, bis Sie sich den Paß haben nachschicken lassen, oder Ihre Persönlichkeit durch Ihren Geschäftsführer in London festgestellt worden ist."

"Was?" schrie die Sängerin auf. "Während der ganzen Zeit soll ich hier zurückgehalten werden? Sie glauben doch nicht, daß ich die Hochstaplerin bin?"

"Sie müssen selbst zugeben, daß das Zusammentreffen der verschiedenen Umstände Ihre Person verdächtig macht. Und ich weiß nicht, ob es nicht besser wäre, wenn ich bei einer dergleichen Sachlage Sie in Verwahrnam nehmen ließe."

"O, mein Gott!" jammerte die Sängerin, "das kann nicht Ihr Ernst sein. Sie wollen mir nur einen Schreck einjagen."

"Ich stehe selbstverständlich gern von dieser Maßnahme ab, sobald wir uns auf irgend eine Weise davon überzeugen können, daß Sie die echte Jenny Lind sind."

Bacwell versank nach diesen Worten in tiefes Nachdenken. "Hm, hm," murmelte er endlich, "vielleicht ginge es auf diese Art."

"Ist Ihnen ein Ausweg eingefallen?" fragte die Sängerin erfreut.

"Ja, ich glaube," antwortete der Bürgermeister, während ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht flog. "Wenn Ihnen Ihre Doppelgängerin auch noch so ähnlich sieht, so werden Sie sich doch von ihr durch Ihre kostbare Stimme unterscheiden. Legen Sie uns eine Probe Ihrer Kunstfertigkeit ab, und Ihr Lied wird Sie besser ausweisen, als alle Pässe der Welt."

"Aber, Herr Bürgermeister, bedenken Sie," entgegnete die Sängerin: "zwei Tage lang bin ich in der Postkutsche gefahren, dann habe ich die Ueberfahrt von Dover nach Calais machen müssen, jetzt diese Aufregung — und in einem solchen Zustand soll ich singen?"

"Ja, wenn Sie sich dazu unfähig erachten, mein Fräulein, so dürften Sie vielleicht überhaupt nicht singen können. Ich weiß deshalb nicht, ob ich nicht meine Drohung noch ausführen müßte —"

"Und wenn ich denn auch einwilligen wollte," fiel die Künstlerin hastig ein, "ich brauchte zu meinem Gesange eine Klavierbegleitung."

"Die wäre schon zu beschaffen," versetzte Bacwell ruhig. "Herr Edward Brother ist ein ausgezeichnete Klavierspieler."

Brother hatte sich erhoben und sagte gemessen: "Ich stehe gern zu Diensten."

"Nun gut, so werde ich singen," sagte Jenny

Lind gepreßt. "Vermögen Sie die Schlußarie aus der 'Nachtwandlerin' zu spielen, Herr Brother?"

"Jawohl, mein Fräulein!"

Edward Brother setzte sich an den Flügel und schlug einige einleitende Akkorde an. Der Bürgermeister ließ sich neben Rackles nieder, dem er voll harmloser Freundlichkeit zunicke. Inzwischen hatte die Künstlerin das Notenblatt hervorgeholt, und nun stieg ihr Lied schmetternd empor.

Als sie geendet hatte, wandte sich der Bürgermeister mit einem leichten Lächeln an Rackles, der sich vor Entzücken spreizte, und sagte: "Sie haben soeben den Genuß gehabt, ein Lied dieser Dame anzuhören. Sie sind Kenner und Kunstenthusiast. Daher werden Sie mir beistimmen, wenn ich dieser Dame sage: Mein Fräulein, obwohl ich Ihre Leistung ausgezeichnet finde, so hat mich Ihr Vortrag noch nicht völlig überzeugt, daß Sie wirklich Jenny Lind sind. Ich muß Sie deshalb ersuchen, noch ein zweites Stück zum Besten zu geben."

Jenny Lind warf einen verzweifelnden Blick auf Bacwell. "Mein Herr," stieß sie aufgeregt hervor, "Ihre Hartnäckigkeit überschreitet alle Grenzen. Aber sei es! Ich werde die Begrüßungsarie aus der 'Regimentsstochter' singen."

Wieder ertönte ihre glockenreine Stimme, und wieder zeigte sie ihre ganze Meisterschaft in der Gesangkunst.

"Das war das zweite Lied, lieber Stadtrath," versetzte der Bürgermeister trocken. "Was sagen Sie dazu. Großartig, nicht wahr? Da darf man doch nicht länger zweifeln." Und sich der Sängerin zuwendend fuhr er fort: "Mein Fräulein! Ihr zweites Lied hat in mir die Vorstellung wachgerufen, daß ich es in Wirklichkeit mit der berühmten Künstlerin zu thun habe. Nur habe ich, um vollkommen beruhigt zu sein, noch eine Bitte. Man hat mir gesagt, daß die Glanznummer Ihres Programms das schwedische Klagen und bang' sei. Tragen Sie uns noch diese Weise vor, und Ihrer morgigen Weiterreise wird nichts im Wege stehen."

Jenny Lind nahm zitternd vor Zorn das Notenblatt, Edward Brother ließ seine Finger über die Tasten gleiten, und nun erfüllte der ganze herauschende Klang einer entzückenden Frauenstimme das Gemach. Wie die schmelzenden Töne der Nachtigall schwebten die Weisen dahin, sehnuchtsvolle Erwartung, heiße Inbrunst und beseligende Lust verkündend.

Das Lied war kaum verklungen, als Bacwell der Sängerin die Hand reichte. "Mein Fräulein," sagte er verbindlich, "meinen wärmsten Dank für Ihre Güte. Ich bin stolz darauf, die Bekanntschaft von Jenny Lind gemacht zu haben. Verzeihen Sie aber die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen bereitet habe. Da nunmehr ein Protokoll über die Vorgänge nicht aufzunehmen ist, so gestatten Sie, daß ich mich jetzt mit meiner Begleitung empfehle."

Als die drei Herren unten auf der Straße vor dem Hotel de France standen, faßte der Bürgermeister Rackles beim Arm und sagte vertraulich: "Sie werden sich erinnern, lieber Stadtrath, daß Sie neulich für die Anhörung eines jeden Liedes von Jenny Lind hundert Pfund Sterling zu spenden versprochen. Drei Lieder hat die Künstlerin gesungen, und Sie hätten mir deshalb dreihundert Pfund zu übergeben. Eine gleiche Summe hat bei Ihnen morgen die Wittve Burton für eine Hypothek zu hinterlegen. Ich hatte nun die Absicht, diese Dame mit Ihrer Spende dadurch zu unterstützen, indem ich ihr das Geld zinsenlos lieh, bis sie im Stande wäre, es zurückzugeben. Sie können daher die Auszahlung morgen gleich an sich selbst vollziehen!"

Einen Augenblick starrte der Weingroßhändler den Redenden sprachlos an, dann stieß er

halb zornig, halb lachend hervor: "Ein unvergleichlicher Genuß, wahrhaftig, aber verdammt theuer. Da haben Sie mich nicht schlecht herein gelegt, Bürgermeister. Doch ich will mich nicht lumpen lassen — mein Wort bleibt bestehen. Ein englischer Großhändler wie ich kann sich das leisten. Morgen das Weitere. Gute Nacht." Damit hinkte er, sich prahlerisch in die Brust werfend, davon.

"Und Sie, mein lieber Mr. Brother," wandte sich Bacwell nun an den jungen Mann, "Sie haben wohl die Freundlichkeit, zu Ihrer Braut und Schwiegermutter zu eilen und ihnen den günstigen Ausgang unseres Unternehmens mitzutheilen."

Unter heißen Dankesworten entfernte sich der junge Kaufmann.

Gleich am anderen Morgen stattete der Bürgermeister nochmals Jenny Lind einen Besuch ab und bat sie um Verzeihung für seine List. Wenn auch die Sängerin seiner Darlegung anfänglich zürnend zuhörte, so besänftigte sich doch schließlich ihr Unmuth und in voller Freundschaft schied sie von dem wackeren Manne.

Ein halbes Jahr später konnten Edward und Mary ihre Hochzeit abhalten. Das Geschäft der jungen Leute nahm schnell an Bedeutung zu, und schon nach kurzer Frist konnte Brother ein größeres Haus in der besten Lage der Stadt erwerben. Und Alles das hatte ein glücklicher Einfall des braven Bürgermeisters und das Lied der "schwedischen Nachtigall" zu Stande gebracht.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Amerikanische Landverschwendung.** — Als vor einiger Zeit in den Vereinigten Staaten die Einwanderungsfrage auf dem Tapet war und zu befürchten stand, daß es den Fremdenhassern gelingen könnte, ein zeitweiliges Einwanderungsverbot durchzusetzen, da las man täglich in den für die Einwanderung kämpfenden amerikanischen Zeitungen, daß in der Union noch Millionen und Abermillionen Acker Landes auf Spaten und Pflug warteten und daß schon aus diesem Grunde der Strom der Einwanderung nicht abgedämmt werden sollte. Sicherlich ist in Nordamerika noch für hundert Millionen Einwanderer Raum vorhanden; nicht fortzuliegnen läßt sich jedoch hierbei ein "Aber", welches als ein sehr gewichtiges bezeichnet werden muß.

Eine auffallende Erscheinung, die sich in den letzten zehn Jahren häufiger wiederholte, gibt in dieser Hinsicht mancherlei zu denken. Sobald nämlich eine Indianerreservation der Besiedelung eröffnet wurde, fanden jedesmal Tausende und Abertausende von scheinbar heimatlosen Ansiedlern sich ein, um von dem neuen Grund und Boden Besitz zu ergreifen. Wo kamen alle die heimatlosen Leute her? Nordamerika leidet doch nirgends an Ueberbevölkerung. Hatten sie irgendwo Haus und Hof im Stich gelassen, um neuen Acker zu gewinnen?

Nichts von alledem. Jene nach Heimstätten verlangenden Ansiedler waren zunächst besitzlose Landleute, Bauern, die in ihren Heimathstaaten keinen Grund und Boden mehr erwerben konnten, weil dort alles Land verschwendet und verschleudert war. Die amerikanische Republik hat wahrhaft unsinnig damit gewirksamkeit, aus ihrem für unerschöpflich gehaltenen Reichthum mit vollen Händen fortzugeben und Andere reich, sich selbst aber arm gemacht — so arm, daß sie keine Handbreit von Grund und Boden mehr zu vergeben haben wird, ehe dieses Jahrhundert zu Ende geht. Es ist dies sehr sehr übel, als man es sich auf den ersten Blick vorstellt, denn es birgt eine große Gefahr für die Republik.

Schon Plinius, der seine berühmten Briefe über den Aufschwung und Niedergang der römischen Republik schrieb, sagt darin, daß die "Latifundien" das Verderben Italiens waren. Das allmähliche Konzentriren des Grundbesitzes in den Händen weniger reicher Familien brachte Italien um seine freien unabhängigen Bürger und um seine Freiheit. Die Ackerbauer, die den Kern der Bevölkerung ausmachten,

Konnten nur noch Pächter sein, also keine Freisassen; sie waren abhängig von den reichen Herren, denen das Land gehörte und denen sie Pacht und Zins zahlen mußten. Das aus allem Grundbesitz verdrängte und von unbarmherzigen Herren bedrückte und ausgefogene Volk rebellirte, wie das die griechischen Unruhen im vorletzten Jahrhundert der römischen Republik beweisen. Die deutschen Bauernkriege hatten eine ähnliche Veranlassung; die Bauern, welche schließlich zu Pächtern der wenigen adeligen Besitztüher herabgesunken waren, empörten sich gegen ihre Bedrücker. Welche Frage ist Irlands brennendste und verhängnisvollste? Die Landfrage. Der Grund und Boden gehört wenigen, meist englischen Lords, die Bauern aber sind nur Pächter, die von den reichen Besitzern abhängen.

Ähnlichen Zuständen geht man in den Vereinigten Staaten entgegen. Hierin liegt durchaus keine Uebertreibung.

Man gehe nur nach den westlichen Staaten der Union, wo die landhungrigen Leute in Schaaren zusammenlaufen, sobald irgendwo eine Reservation zur Ansiedlung gelangen soll. Kein Acker Land ist mehr zu haben, außer zu schwindelhaft hohem Preise oder als Pachtung. Der fleißige Ansiedler, der im Schweiß seines Angesichts den Boden urbar macht, kann dort kein unabhängiger, auf seine Freiheit pochender Mann mehr werden.

„Onkel Sam“ hat eben mit seinem Grund und Boden zu verschwenderisch gewirthschaftet und wenig übrig behalten. Das Neuland der Reservation will nicht viel sagen: Brocken sind es, die der hungriigen Menge hingeworfen werden, aber sie nicht satt machen.

Um sich einen Begriff von der Landverschleuderung zu machen, bedarf es nur der Betrachtung folgender Zahlen. Von 1850 bis 1870 wurden allein an Eisenbahngesellschaften 185,890,794 Acker Land verschenkt, ein Gebiet darstellend, welches das neue deutsche Reich an Größe übertrifft.

Aber nicht einzig die Eisenbahngesellschaften sind die Besitzer von Grund und Boden, sondern auch Privatleute, die über Millionen verfügten und genug Land zusammenkaufen konnten, um nöthigenfalls kleine Königreiche daraus zu machen. Mitten im Staate Illinois besitzt ein gewisser Scully, ein in Amerika reich gewordener Irländer, über 40,000 Acker Land, die von einer ganzen Schaar von Pächtern bewirthschaftet werden und ihm jährlich 200,000 Dollars Pacht bringen, mit denen er vergnüglich in London oder in Paris lebt. Seine Pachtverträge sind noch viel drückender als diejenigen, unter denen das arme Landvolk in Irland seufzt. In Neu-Mexiko ist fast der ganze Grund und Boden Eigentum englischer Lords und ausländischer Gesellschaften. Eine holländische Landgesellschaft besitzt dort 4 1/2 Millionen Acker, die zur Verpachtung bestimmt sind. Die Engländer besitzen im fernen Westen und Südwesten ungeheure Landstrecken, oft Komplexe von vielen Hunderttausenden von Aekern umfassend. Viele dieser Großgrundherren sind durch allerlei Kniffe zu den betreffenden Besitzungen gelangt. Sie schicken angebliche Ansiedler voraus, die auf Grund des Heimstättengesetzes jeder 160 Acker von Onkel Sam „claimten“ und nachher an ihre Auftraggeber ver-

kauften. Auf solche Weise und durch verschwenderische Landverschenkungen sind Latifundien in der Union entstanden, in deren Grenzen kein freier Menschen-schlag aufkommen, des Volkes Freiheit nicht geüben kann.

Daß solche Zustände mit der Zeit zu Unruhen, Bürgerkriegen u. s. w. führen können, ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, wenn auch noch Jahre vergehen werden, bis sich die Dinge drüben bis zu einer derartigen Abrechnung zugespitzt haben. [D. v. Briesen.]

**Befcheidenheit.** — Der französische Gelehrte Duval, den Kaiser Franz I. 1745 als Vorsteher der Münz- und Medaillenammlung nach Wien berufen hatte, erklärte oft auf Fragen, die man über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände an ihn richtete, daß er das nicht wisse.

„Aber,“ sagte eines Tages Jemand zu ihm, „wofür bezahlt Sie der Kaiser denn?“

„Er bezahlt mich für das, was ich weiß,“ erwiderte der Gelehrte bescheiden; „wenn es für das

wäre, was ich nicht weiß, so würden die Schätze des Kaiserreichs nicht genügen.“ [H. G.]

**So das Fischbein zu suchen ist.** — Zur Zeit der Königin Elisabeth von England (1558 — 1603) war man mit der Anatomie des Walfisches noch so unbekannt, daß ein Gesetz erlassen wurde, welches bestimmte, daß sämtliche Schwänze aller Walfische, die gefangen würden, der Königin zukämen, damit die königliche Garderobe stets mit Fischbein versehen sei. [W. S.]

### Der Heiligenberg bei Jugenheim.

(Mit Abbildung.)

Bei Alsbach an der lieblichen Bergstraße zwischen Heidelberg und Darmstadt liegt das freundliche Dorf Jugenheim am Fuße des Heiligenbergs, der feilförmig das Stettbacher von dem Balkhäuser Thal trennt. Das auf dem Gipfel des gleichnamigen

Berges gelegene Schloß Heiligenberg (siehe unsere Ansicht) gehört der Wittve des 1888 verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen, der Fürstin von Battenberg. Der Besuch der schönen Park- und Gartenanlagen ist den Fremden gestattet. Von der Schloßterrasse aus genießt man eine herrliche Aussicht auf das Rheinthal, den Taunus, Niederwald und die Haardt mit dem Donnersberg. Von Jugenheim, das ein beliebter Sommeraufenthalt und Luftkurort ist, lassen sich zahlreiche schöne Ausflüge nach den interessantesten Punkten des Odenwaldes unternehmen, namentlich nach dem Felsberg mit dem Felsenmeer und weiterhin nach dem Melibocus.



Der Heiligenberg bei Jugenheim.

#### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösung des Bilder-Räthsels „Sängerabzeichen“ in Nr. 35:

Wiest man zuerst alle Lettern auf den weißen Streifen des Bandes, und zwar von oben an Zeile für Zeile, und dann die Lettern auf den dunklen Streifen, so erhält man die Textworte: a) Galtet Frau b) Musik in Ehren!

#### Fuß-Räthsel.

S				S
	S			S
		S	S	
		S	S	
S			S	
				S

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch Buchstaben so auszufüllen, daß die horizontalen Reihen ergeben: 1) einen Namen mehrerer Päpste, 2) ein unbrennliches Mineral, 3) die Hauptstadt einer preussischen Provinz, 4) eine Pflanze, 5) eine lästige Fliegenart im tropischen Afrika, 6) einen bekannten Firsler. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösungen von Nr. 35:

der Charade: Faulhorn; des Anagramms: Viel Liebschen, Viel Liebchen.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.